

Hans Maier

Laudatio auf Jan Assmann

A wie Adenauer, A wie Assmann – wer im Alphabet ganz vorn steht, hat Glück und muß nicht lange warten. Kommen zu Jan Assmann mit Aleida Assmann noch zwei weitere A dazu, so steht man in der Gelehrten-Welt doppelt vorne. So ist denn auch der Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in diesem Jahr ganz selbstverständlich zu Jan Assmann in Konstanz gegangen. Heute feiern wir die Preisverleihung. Der Max-Joseph-Saal der Münchner Residenz, benannt nach dem ersten bayerischen König, bietet den würdigen Rahmen mit seiner Helligkeit, mit seinen weißstuckierten Füllhörnern, Vasen, Lorbeerkränzen. Der Bürgermeister der Hansestadt Lübeck wird den Preis übergeben. Er geht in diesem Jahr an einen bedeutenden Interpreten und Vermittler – an einen Mann, der nicht nur sein Fach, die Ägyptologie, in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, sondern der zugleich in seinem Werk in vorbildhafter Weise wissenschaftliche Genauigkeit und literarischen Geschmack verbindet.

Das äußere Gelehrten-Leben des Preisträgers ist rasch erzählt. Am 7. Juli 1938 in Langelsheim im Harz geboren, wuchs Johann Christian Assmann in Lübeck und Heidelberg auf. In München, Heidelberg, Paris und Göttingen studierte er Ägyptologie, Klassische Archäologie und Gräzistik. Nach der Promotion 1965 mit einer Arbeit über Grabarchitektur und Totenkult war er 1967 bis 1971 als freier Mitarbeiter des Deutschen Archäologischen Instituts in Kairo tätig. Seit 1978 leitete er ein Forschungsprojekt in Luxor (Oberägypten). In epigraphisch-archäologischer Feldarbeit beschäftigte er sich in Theben-West mit den Beamtengräbern der Saiten- und Ramessidenzeit. 1971 habilitierte er sich an

der Universität Heidelberg. Von 1976 bis 2003 war er Ordinarius für Ägyptologie in Heidelberg, danach Honorarprofessor für allgemeine Kulturwissenschaft an der Universität Konstanz. Von seinen zahlreichen Forschungs- und Auslandsaufenthalten erwähne ich nur wenige: 1994/95 Scholar am Getty Center in Brentwood, West Los Angeles; 2004 Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Wien. Gastprofessuren am Collège de France und an der École Pratique des Hautes Études in Paris, an der Hebräischen Universität in Jerusalem sowie in Oxford, Houston, Yale und Chicago schlossen sich an. Vielfach ist Jan Assmann ausgezeichnet worden: er ist Mitglied mehrerer Akademien, Träger mehrerer Ehrendoktorwürden, hat zahlreiche in- und ausländische Preise für sein Werk erhalten. Sein Schriftenverzeichnis füllt viele Seiten. In einer breiten Öffentlichkeit ist Assmanns Name spätestens seit dem neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts mit zwei Stichworten eng verbunden: dem „Kulturellen Gedächtnis“ und der „Mosaischen Unterscheidung“ (darüber gleich mehr).

Schwieriger ist es, den inneren Denkweg des Gelehrten nachzuzeichnen. Er bewegt sich zunächst im Wechsel zwischen den klassischen Forschungsfeldern der Archäologie und der Philologie – ein Gegenüber, das für die Ägyptologie als internationale Disziplin seit jeher charakteristisch war. Auf den inneren Zusammenhang, die wechselseitige Erhellung archäologischer und textlicher Zeugnisse hat Assmann immer wieder hingewiesen – und persönlich hat er großen Wert darauf gelegt, die eigenen philologischen Zugänge zur Religion und zur Kultur Ägyptens durch archäologische zu ergänzen. Gewiß wurde sein Bild Ägyptens vorwiegend vom Umgang mit Texten geprägt – dies schon seit der Zeit, in der Georges Posener den jungen Doktoranden in Paris auf das Thema „Hymnen“ hinlenkte. Assmann steht damit in einer Tradition, die im 19. Jahrhundert vor allem durch die „Berliner Schule“ geprägt wurde, welche die

Ägyptologie in der deutschen Universitätslandschaft verankerte - und zwar vorwiegend als philologische Disziplin, in enger Nachbarschaft zu den klassisch-humanistischen Studien des Griechischen und Lateinischen.

Gleichwohl: daß nicht nur die Schrift, daß auch die Steine reden können – diese Botschaft hat Jan Assmann nie losgelassen. Daß sich Archäologie und Philologie in der Ägyptologie nie getrennt hatten, daß das Fach nie reine Textauslegung wurde, sondern immer die Spannung zu den steinernen Zeugnissen beibehielt - das machte diese Wissenschaft zur natürlichen Vorläuferin für den heute universell verbreiteten, in allen Geisteswissenschaften zu beobachtenden „cultural turn“. Und so weitete sich auch für den anerkannten Ägyptologen Jan Assmann das Forschungs- und Erkenntnisfeld seit den achtziger Jahren folgerichtig auf die gesamte Breite von Kultur, Religion, Geschichte, Politik aus. Die Fragen lagen nahe: Wie verstehen wir – die Späteren, die Nachgeborenen – eine alte Kultur? Wie ordnen wir ihre Diskurse, wie fügen wir sie in unseren Wissens- und Gedächtnishaushalt ein? Wie vergleichen wir eine Kultur mit anderen Kulturen? Wann „betrifft“ uns eine Kultur unmittelbar, so direkt und persönlich, daß wir nicht ausweichen können? Wann betrachten wir sie aus größerer Distanz? Es ist kein Zufall, daß sich diese Fragestellungen vorwiegend im deutschen Südwesten, in der wissenschaftlichen Heimat hermeneutischer Fragestellungen seit Windelband und Rickert, herausgebildet haben, daß Assmann in seinen Heidelberger Jahren vielfältig vom Denken Hans-Georg Gadammers angeregt wurde, daß er in Konstanz die Spätwirkungen der Gruppe „Poetik und Hermeneutik“ und ihrer Rezeptionsästhetik beobachten konnte. Das wissenschaftliche Urheberrecht für das „Kulturelle Gedächtnis“ freilich kommt ihm allein zu – ihm und seiner Frau, der Anglistin Aleida Assmann, die sich seit langem auf ähnlicher Spur befand – „la miglior fabbra“, wie ihr Ehemann sie leise-galant in seinem Hauptwerk genannt hat unter An-

spielung auf die berühmte Widmung T. S. Eliots an Ezra Pound.

„Das kulturelle Gedächtnis“, 1992 in München im Verlag C. H. Beck erschienen, wurde – mit seinen zahlreichen Vor- und Nachveröffentlichungen, seinen literarischen Trabanten und Nebensonnen - ohne Zweifel Jan Assmanns wichtigstes und wirkungsvollstes Buch. Es beschreibt in drei großen Fallstudien am Beispiel Ägyptens, Israels und Griechenlands die Wechselbeziehungen von Schrift, Erinnerung und politischer Identität. Alle drei Kulturen, die ägyptische, israelische und griechische, vollziehen nach Assmann mit der Schrift einen Schritt in weltgeschichtliches Neuland: das pharaonische Ägypten in das Selbstverständnis eines Großstaats, Israel in die durch heilige Texte beglaubigte, durch die Schrift „kanonisierte“ Religion, Griechenland in die Evolution des Wissens, das disziplinierte Denken, die Wissenschaft.

Vom Reichtum dieses Buches kann ein Laudator nur einen schwachen Eindruck vermitteln. Es enthält nicht nur die erwähnten Fallstudien – es versucht auch theoretisch zu klären, wie sich kulturelle Erinnerung bildet, wie sie in der Schrift von ritueller zu textueller Kohärenz gelangt, wie sich kanonische Formen entwickeln, wie personale und kollektive Identität entsteht - das historische „Wir“, die ethnische Persistenz. Der interessierte Leser nimmt vieles auf, was über die Kenntnis des Altertums weit hinausreicht: er lernt Ritus, Fest und Totengedenken als primäre Organisationsformen des kulturellen Gedächtnisses kennen, er erfaßt den Unterschied zwischen „heißer“ und „kalter“, die Gegenwart betreffender und historisch-neutraler Erinnerung, er macht sich klar, daß es absolute und relative Vergangenheiten, die Gegenwart fundierende und sich von ihr abhebende und distanzierende Erinnerungen gibt. Kurzum, es kommt aus dem Assmannschen Lehrgang mit gereinigten Begriffen im Kopf heraus, mit Begriffen, die das Vage, Undeutliche hinter sich gelassen haben,

das manchmal geisteswissenschaftlichen Terminologien anhaftet – er hat plötzlich kräftige Steigeisen in Händen, die zu eigenen Exkursionen ins weite Gelände der Kultur ermuntern. Über Gedächtnis, Historie, Mythos, Nachahmung, Bewahrung, Auslegung, Erinnerung, Kanonbildung, Verbindlichkeit, Identitätstiftung – über all das weiß er nun besser Bescheid als früher. Und da Jan Assmanns Bücher viele Leser gefunden haben, hat sich die von ihm in Gang gesetzte Purifikation der Hermeneutik im Lauf der Jahre vielen Personen, ja mittlerweile ganzen Wissenschaften mitgeteilt.

Ähnlich hat Assmann mit einem zweiten Thema in den vergangenen Jahren die öffentliche Diskussion belebt. Es geht um die – von ihm selbst so benannte – „Mosaische Unterscheidung“, die Unterscheidung zwischen dem wahren Gott und den unwahren Göttern. Diese Unterscheidung hat es in sich. Sie hat nach Assmanns Meinung nicht nur das Gottesbild revolutioniert (vorher gab es Götter, nachher den Einen Gott und daneben nur noch Götzen), sie hat auch, wie er sagt, den „ägyptischen Subtext“ der hebräischen Bibel, die Evidenz *irdischer* Erfüllung durch Religion, in den Hintergrund gedrängt. Geblieben ist der außerweltliche, unsichtbare Gott, mit dem eine neue Welt und eine neue Wirklichkeit erstand. Daß aber die antiken Polytheismen, in die Unwahrheit gestoßen, zu Idolatrien wurden, bereitete nach Assmann der Unterwerfung und Vernichtung kultureller und religiöser Identitäten den Weg. Die Mosaische Unterscheidung habe mit dem weltjenseitigen Gott zugleich den Exodus der Menschen aus der Welt befördert – so lautet der Vorwurf. Begleitet und gesteigert wird er durch die Vermutung, die Wendung zum Monotheismus habe auch das den Religionen inhärente Gewaltpotential geweckt und verstärkt. Denn der Eine Gott kann keinen anderen neben sich dulden. Schließt also der Wahrheitsanspruch einer Religion Toleranz gegenüber anderen Religionen aus? Ist denen, die für eine religiöse Wahrheit kämpfen, vieles, ja am Ende alles

erlaubt? Müssen wir Polytheisten werden, um überhaupt tolerant sein zu können, wie es Odo Marquard in seinem „Lob des Polytheismus“ (1991) gesehen und gefordert hat?

Es war klar, daß Assmanns Aufforderung, die „Mosaische Unterscheidung“ kritisch zu diskutieren, vor allem nach dem 11. September 2001 hohe Wellen schlagen mußte. Speziell unter Theologen, aber nicht nur unter Theologen allein, hat sie heftigen Widerspruch ausgelöst. Einige Kritiker wiesen darauf hin, daß auch der Polytheismus nicht so friedlich war, wie ihm heute oft nachgesagt wird. Wenn viele Götter für viele Städte, Länder, Völker stehen und streiten, jeder Gott für andere und gegen andere – geht es da friedvoller zu, als wenn Ein Gott über allen steht und regiert? Ganz abgesehen davon, daß die Vielzahl der Götter mit ihren sehr menschlichen Machtspielen, ihren Liebes- und Eifersuchtsszenen schon im Altertum zu einer intellektuellen Zumutung wurde: Hatte nicht schon Plato in antiken Zeiten den homerischen Götterhimmel mit Argumenten der Logik und der Moral abgeräumt – was ihm später das hohe Lob der Kirchenväter eintrug?

Nun, das letzte Wort in dieser Kontroverse ist noch nicht gesprochen – auch nicht von Assmann selbst. Ohne Zweifel gilt es bei der Wendung vom Polytheismus zum Monotheismus – wie bei jeder Wendung der Geschichte – die Gewinne und Verluste abzuwägen. Fraglos ist der Eine Gott ein Postulat der Logik - aber er ist natürlich auch weit entfernt vom Menschen, jenseitig und oft unzugänglich. Und fraglos wohnen die vielen Götter in der Nähe der Menschen, auf der Schwelle, am Tisch, unter dem Dach – aber potenzieren sie mit ihrer Nähe nicht auch menschliche Konflikte, menschlichen Streit? Die Frage, die weiterzudiskutieren wäre, ist einmal die, ob geschichtliche Entscheidungen unwiderruflich oder widerruflich sind, ob sie einen „point of no return“

markieren – ob also die Mosaische Unterscheidung wirklich revisibel ist, ob sie nicht vielmehr alles Spätere und alle Späteren bindet und verpflichtet. In Gedanken wäre sie wohl nur dann revisibel, wenn man den Kulturen, den polytheistischen und den anderen, eine „Unmittelbarkeit zu Gott“ (Leopold von Ranke) zuspräche, wenn man sie herausgenommen sähe aus interkulturellen, „menschheitlichen“ Entwicklungen. Wie aber könnte dann überhaupt Menschheitsgeschichte entstehen, wie könnten Menschenwürde und Menschenrechte als Universalien begriffen werden? Nachzudenken wäre auch darüber, wie das Christentum mit der Mosaischen Herausforderung umgegangen ist. Ist nicht die Trinitätslehre (und die mit ihr logisch verbundene Inkarnation des Sohnes Gottes) eine Antwort? Bestätigt nicht der anhaltende Polytheismus-Vorwurf der Juden und Muslime gegenüber dem Christentum diese Sicht? Hier wäre auch der Ort, sich mit Hans Urs von Balthasars „Theodramatik“ auseinanderzusetzen, die sich kühn in die innergöttlichen Lebensprozesse hineinzudenken versucht - oder mit Wolfhart Pannenberg's Trinitätslehre, die im alttestamentlichen Gott in der Feuersäule, der vor dem Gottesvolk einherzieht, schon einen Vorschein christlicher Inkarnation erkennen will.

Ich habe noch nicht vom Verhältnis Jan Assmanns zu Thomas Mann gesprochen. Bei einem Ägyptologen wird man natürlich sofort an die Josephsromane denken. Und in der Tat hat Jan Assmann in jüngster Zeit einen ausführlichen Kommentar zu Thomas Manns Meisterwerk geschrieben - schöpfend aus dem „tiefen Brunnen“ eigener Forschungen zu Ägypten, seinen Göttern, Menschen und Mythen. Der Kommentar ist noch nicht veröffentlicht, er wird im nächsten Jahr erscheinen. Freundlicherweise hat mich der Autor das Manuskript einsehen lassen.

Ein Kommentator der Josephsromane muß viel arbeiten, er muß beschwerliche

Kärrnerarbeit leisten – denn bei einem Poeta doctus wie Thomas Mann stehen am Anfang der poetischen Verdichtung eines Stoffes nicht nur einzelne Bücher. Der Autor pflegte zu seiner Information ganze Spezialbibliotheken zusammenzutragen und sorgfältig zu studieren, wovon viele Unterstreichungen und Bleistiftbemerkungen, viele Exzerpte und Notizen zeugen. So wurde Mann, als er die „Königliche Hoheit“ schrieb, ganz nebenbei zu einem Finanzwissenschaftler, für den „Zauberberg“ hat er sich tief in Biologie und Medizin versenkt, der „Doktor Faustus“ sah ihn als Zeithistoriker und Musikwissenschaftler. Nirgendwo aber hat die Arbeit mit Quellen eine ähnliche Rolle gespielt wie bei „Joseph und seine Brüder“. Ich zitiere Assmann: „Zwischen dem Entschluß für den Stoff (1924)...und dem Beginn der Niederschrift (Ende 1926) dürften gut zwei Jahre des Sammelns, Lesens, Exzerpierens, Notierens liegen, deren Resultat, soweit es das Exil überstanden hat, in Gestalt einer kleinen Bibliothek bibelwissenschaftlicher, orientalistischer und ägyptologischer Werke voller Anstreichungen und Randbemerkungen sowie zahlreicher Mappen mit 59 Broschüren, Ausschnitten aus Broschüren und Tageszeitungen, 164 Bildern aus Zeitschriften und Photographien, 465 Blättern mit handschriftlichen Notizen und Exzerpten sowie Briefen und Postkarten im Thomas-Mann-Archiv Zürich erhalten geblieben ist“ (S.1). Ich zitiere weiter: „Die jeweils so intensiv betriebenen wie rasch vergessenen Spezialstudien ruhten bei Thomas Mann auf einer reichen und stabilen Grundsicht von Interessen, Leidenschaften, Kenntnissen, Vorlieben und langfristig prägenden Leseerfahrungen auf, die man unter dem Begriff ‚Bildung‘ zusammenfassen kann, die seine Auswahl der Quellen mitbestimmte und die bei deren auswertender Lektüre wie ein Resonanzboden mitschwang“ (S.7).

Goethe fand die biblische Josephsgeschichte „höchst anmutig“ – beklagte nur, daß sie so kurz sei. Assmann zeigt, wie Thomas Mann die Geschichte gegenü-

ber ihrer biblischen knappen Form transformiert und angereichert hat, indem er das Vorher und Nachher einbezog. „Bevor er überhaupt mit Josephs Jugend anfängt, widmet er der Gestalt des Vaters, also dem Jakobzyklus mit den Kapiteln 25-35 der Bibel, einen eigenen, ersten Band, „Die Geschichten Jakobs“. Das erste Kapitel der biblischen Josephgeschichte bekommt bei ihm einen ganzen Band, „Der junge Joseph“, und ebenso das zweite Kapitel, Joseph bei Potiphar, dem er den dritten Band, „Joseph in Ägypten“, widmet. Die restlichen 11 Kapitel der biblischen Geschichte sowie das eingeschobene Tamar-Kapitel füllen dann den vierten Band. So werden die Proportionen zurechtgerückt, jeder Abschnitt bekommt sein eigenes Recht, anstatt nur als Vorgeschichte des folgenden dienen zu müssen. So bekommt auch jeder Band seinen eigenen emotionalen Höhepunkt, der ihm ein besonderes affektives Gepräge gibt: die Liebesgeschichte von Jaakob und Rachel im ersten Band, die von Jaakob und Joseph im zweiten Band, die von Joseph und Mut-em-enet im dritten Band, während der vierte Band dann mit den ja auch schon biblisch emotional ungeheuer aufgeladenen Anagnoris-Szenen in der Versöhnungsgeschichte der Brüder kulminiert“ (S.27).

Einen Höhepunkt in Assmanns Kommentierung bildet der Abschnitt „Thomas Mann und die Forschung“ (S. 41-71). Hier nimmt der Kommentierende jene Autoren in den Blick, die Thomas Mann bei seiner Neugestaltung der Josephgeschichte angeregt und beeinflusst haben, voran die allgemeinen Anreger, die Theoretiker des Archaischen und des Fortschritts, die Ausleger des Mythos – von Schopenhauer, Bachofen, Nietzsche bis zu Sigmund Freud. Hier werden aber vor allem die „großen Drei“ unter den konzeptionellen Anregern liebevoll und genau geschildert: der Theologe und Assyriologe Alfred Jeremias, der die Weltvorstellungen des Alten Testaments auf die altbabylonische Kultur zurückführen wollte und dessen „Panbabylonismus“ Mann die erwünschte

menschheitlich-humanistische Folie des Gesamtwerks liefern half; der in die Gegenrichtung strebende, die biologische Partikularität betonende, faschistischen Ideen zugeneigte jüdische Denker Oskar Goldberg, von dem Mann die Idee der „Verendlichung des Unendlichen“ übernahm, sie jedoch dialektisch ins Gegenteil, in die Verunendlichung des Endlichen, umkehrte; endlich der russische Essayist Dmitri Mereschkowskij, der sich bemühte, die babylonische und die ägyptische Kultur „nicht nur aufeinander, sondern vor allem auf das spätere Christentum hin durchsichtig zu machen“ (S. 55) und dem Mann in der programmatischen Zusammenschau ägyptischer, babylonischer, israelitischer, griechischer und christlicher Motive gefolgt ist.

Bleibt noch die Frage zu klären, wie Thomas Mann darauf kam, die Josephgeschichte in der Zeit des Königs Echnaton zu versetzen – in eine Zeit also, als dieser Pharao die alte Götterwelt Ägyptens stürzte und mit dem Kult des Sonnen- und Lichtgottes den Weg zum Monotheismus beschritt. Assmann macht deutlich, daß die Idee dieser Versetzung auf den Dichter selbst zurückgeht, der dabei von der erst kurz, 75 Jahre, zurückliegenden Wiederentdeckung Echnatons durch die deutsche Ägyptologie profitieren konnte. Sein Ergebnis präsentiert Assmann mit den Worten: „Echnatons Auftritt in ‚Joseph der Ernährer‘ stellt dann den Höhepunkt der mythischen Karriere dieses vergessenen Pharaos dar. Während der nie in Vergessenheit geratene Joseph in seiner Geschichte vom hebräischen Hirtenjungen und von eingekerkerten Delinquenten zum Großwesir Ägyptens aufsteigt, stieg der verfemte Pharao aus über dreitausendjähriger Vergessenheit zu einer der bedeutendsten Figuren der Menschheitsgeschichte auf“ (S.71). Ich füge mit Hermann Kurzke noch hinzu (Thomas Mann. Ein Porträt für seine Leser, München 2009, S. 131): „Der vierte Joseph-Roman, ‚Joseph der Ernährer‘, zeigt einen Künstler – Joseph – neben einem Mächtigen – Pharao Echnaton. Geist und Macht gehen Hand in Hand.

So soll es sein. Das Modell in der Wirklichkeit war der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt, der Thomas Mann für einen Tag ins Weiße Haus eingeladen hatte und für ihn der entscheidende Gegenspieler Hitlers war, eine Lichtgestalt, die gegen die Macht der Finsternis antrat.“

Was hätte Thomas Mann zu Assmanns Auslegungen gesagt, hätte er sie schon zu Lebzeiten lesen können? Ich bin sicher, er hätte das Kommentarwerk gelobt; denn „es hat Schönheit“. Wie wenige Gelehrte versteht es Assmann, seinen Lesern komplizierte Gedankengänge nahezubringen, ohne die Sachverhalte zu vereinfachen, zu simplifizieren. Immer gebraucht er die Sprache in menschenfreundlicher Absicht als Mittel der Verständigung – er zieht sie nicht, auf Abgrenzung bedacht, wie einen Palisadenzaun um sich, wie es manchmal Wissenschaftler tun. So hat er es verstanden, vielen Lesern zu verdeutlichen, was Kulturen ausmacht, wie sie arbeiten, was sie zusammenhält. Es ist ihm sogar gelungen, einer großen Zahl von Menschen das Ägypten der Ägyptologie nahezubringen, obwohl Ägypten bislang nicht – noch nicht – zum kulturellen Gedächtnis des Abendlandes gehört. Aber das könnte sich ändern, wenn es in Zukunft noch mehr Ägyptologen vom Schlage Assmanns gibt. Wir hoffen darauf. Vivant sequentes!

Und so darf ich in Ihrer aller Namen Jan Assmann herzlich zum Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste gratulieren. Der Gelehrte empfängt einen Dichterpreis. Es ist eine verdiente, eine fällige Ehrung. Denn Jan Assmann hat sich mit seinen Werken nicht nur um die Wissenschaft, er hat sich auch um die Sprache verdient gemacht.